

„Glück bedeutet für mich, immer jemanden sagen zu können, dass ich Angst habe – das wäre mein Traum vom Leben.“

La vie en rose

oder

„Mein Traum vom Leben“

Piaf-Lieder

mit Portraits von Frauen aus der Wohngemeinschaft für Mutter und Kind

Mittwoch, 14. April 2010 um 19.30 Uhr

Bergkirche Wiesbaden

Eintritt frei

Spenden für die Wohngemeinschaft für Mutter und Kind willkommen

Edith Mädche (Gesang)

Klaus Uwe Ludwig (Klavier)

Daniela Fonda, Franziska Kruse, Jette Pook (Rezitation)

Michael von Bennigsen (Regie)

Stefan Weiller (Konzept und Texte)

auf der Grundlage von Interviews mit 15 Frauen

Eine Veranstaltung des
Diakonischen Werks Wiesbaden

zum 30. Jubiläum der
Wohngemeinschaft für Mutter und Kind

Kapellenstraße 82
65193 Wiesbaden

Diakonie 
Diakonisches Werk
Wiesbaden

Lebensgeschichten junger Mütter

30 Jahre gibt es in Wiesbaden die **Wohngemeinschaft für Mutter und Kind**. Seit Bestehen der Wohngemeinschaft haben dutzende Frauen im Haus Hilfe gesucht. Unter welchen Bedingungen kommen Frauen in die Wohngemeinschaft? Was haben sie und ihre Kinder erlebt – und oftmals auch erlitten? Um einen Einblick in die Situation von Frauen aus der Wohngemeinschaft für Mutter und Kind zu erhalten, wurden im Winter und Frühjahr 2010 insgesamt 15 derzeitige und ehemalige Bewohnerinnen der Wohngemeinschaft von dem Sozialarbeiter und Journalisten Stefan Weiller interviewt. In bis zu zweistündigen Gesprächen wurden den Frauen Fragen zur Vergangenheit und zu ihren Lebensträumen gestellt. Was wünschen sich junge, alleinerziehende Frauen für ihr Leben und das ihrer Kinder? Wo sehen sie die größten Herausforderungen? Die Interviews waren intensiv, emotional und aufschlussreich. Alle Gespräche wurden von Stefan Weiller handschriftlich aufgezeichnet, sprachlich überarbeitet, inhaltlich verdichtet und in stilistisch-einheitliche Texte gebracht. Zumeist sind schnelle, harte, schonungslose Textminiaturen entstanden. Die entstandenen „Portraits“ gewähren tiefe Einblicke und Erkenntnisse in das Lebensgefühl junger, auf vielfältige Weise belasteter Mütter. Manche Texte sind kurz wie eine SMS, dennoch entfaltet sich schon in ein, zwei Sätzen der Abgrund eines Lebens. Drei längere Geschichten umfassen gesamte Lebensläufe ehemaliger Bewohnerinnen. Die Geschichten sind aktuell und ungeschönt. Sie geben nicht nur Einblick in die Schicksale der alleinerziehenden Frauen, sondern auch in unsere Gesellschaft, die längst auf der Suche nach neuen familiären Strukturen und Lebensmodellen ist.

Diese **Geschichten in Verbindung mit Liedern von Edith Piaf** zu bringen, liegt nahe, da sich interessante Parallelen zum ungewöhnlichen Leben der Piaf und zum Leben der befragten Frauen entdecken lassen. Die Gesprächsteilnehmerinnen stammen teilweise aus unglücklichen, unsicheren Lebenssituationen. Einige erlitten in ihrer Kindheit Vernachlässigung und Gewalt, bis hin zum sexuellen Missbrauch. Für das Projekt haben sie von ihren Erlebnissen erzählt. Alle Texte wurden mit ausdrücklicher Erlaubnis der befragten Frauen gesammelt; trotz der sprachlichen Überarbeitung betonten alle Frauen, dass sie sich mit der Darstellung unbedingt identifizieren. Zwischen Zerbrechlichkeit und Stärke, zwischen Angst und Hoffnung, zwischen Todessehnsucht und Lebensfreude changieren die Geschichten der Frauen aus Wiesbaden - so wie auch das Leben und die Lieder von Edith Piaf. Für den Abend wurden - bis auf das Lied **"La vie en rose"** – bewusst vorwiegend unbekanntere Piaf-Lieder ausgesucht.

Das künstlerische Konzept

Die Verbindung aus Themen der sozialen Arbeit und Musik, wie es im Projekt **"La vie en rose" oder „Mein Traum vom Leben“** ausgeführt wurde, will dem Zuschauer einen sinnlichen und intellektuellen Zugang zum Leben von jungen, Hilfe suchenden Müttern ermöglichen. Über die Ebene der Musik von Edith Piaf und die Ebene der Texte, die Autor Stefan Weiller auf der Grundlage von 15 Interviews verfasste, wird eine Auseinandersetzung mit den Themen Liebe, Familie, Kindheit und Selbstverwirklichung angeregt. Allzu oft und leichtfertig werden alleinerziehende, berufstätige Mütter als Rabenmütter abgeurteilt. Auf Müttern lastet ein hoher persönlicher Druck und auch eine enorme gesellschaftliche Erwartungshaltung. Die Geschichten aus **"La vie en rose" oder „Mein Traum vom Leben“** verdeutlichen diese großen Anforderungen aus der Perspektive von jungen Frauen, die früh schwanger wurden und Probleme dabei haben oder hatten, den Anforderungen des Mutter-seins gerecht zu werden.

Drei Schauspielerinnen der Wiesbadener Schauspielschule rezitieren die anonymisierten Texte der Frauen. Es handelt sich ganz bewusst um Rezitationen, aber nicht um Schauspiel im eigentlichen Sinne. Weder schlüpfen die Sprecherinnen in die Rollen der Frauen, bei denen die Geschichten gesammelt wurden, noch soll die Sängerin der Piaf-Lieder die große französische Künstlerin imitieren. Als zentraler Spielort dient eine Schattenwand, die – passend zum Titel der Veranstaltung – zeitweilig rosa ausgeleuchtet wird. Auf spezielle Kostüme wird verzichtet, stattdessen tragen die Sprecherinnen Alltagskleidung und die Sängerin ein Konzertkleid. Als wesentliche Requisite dienen Rosen, die im Aufführungsraum verteilt werden. Gemeinsam mit dem Schauspieler Michael von Bennigsen vom Staatstheater Wiesbaden wurde eine szenische Umsetzung erarbeitet. Er entwickelte auf der Grundlage der konzeptionellen Vorgaben von Stefan Weiller die Regie und fand unter anderem für die Traumsequenzen überzeugende, sensible und phantasievolle Bilder.

Portraits, Schicksale, Lebenserinnerungen

(Texte von Stefan Weiller auf der Grundlage von Interviews mit ehemaligen und derzeitigen Bewohnerinnen der Wohngemeinschaft für Mutter und Kind)

Meine Kindheit war schlimm. Wir waren keine Kinder, sondern Zerrissene, Geschlagene, Gedemütigte, Gehasste – nie Geliebte. So richtig Liebe, das hat uns gefehlt. Der Fernseher lief permanent. Das Essen kam aus der Mikrowelle. Manchmal war es auch nur eine Chips-Tüte mit Cola zum Abendessen. Das will ich bei meinem Kind anders machen. Nur beigebracht hat man mir das zu Hause nicht. Die Unordnung in meiner Wohnung war mindestens ebenso groß wie die Unordnung in meinem Kopf. Das Jugendamt sagte: „Das schaffen Sie nicht.“ Deshalb wurde Leo zu einer sogenannten Bereitschaftspflegefamilie gebracht. Bereitschaftspflegefamilie – was für ein Wort! „Eine Notlösung“, wie es hieß. Ich gebe zu, ich habe es nicht mehr gepackt. „Sie müssen lernen, sich zusammenzureißen. Klären Sie, wie es weitergeht“, sagte das Jugendamt. Ich vermisse meinen Sohn bis zum Wahnsinnig werden. Wenn ich ihn wieder haben will, dann muss ich mich in den Griff kriegen. Jetzt habe ich erfahren, dass ich schwanger bin. Das Chaos ist komplett. In meinem Kopf rotiert es. Zwei Kinder – das schaffe ich nicht. Niemals. Wenn ich dieses Kind kriege, bin ich Leo für alle Zeit los. Ein zweites Kind – davon hätte niemand etwas. Ich nicht, Leo nicht und auch das andere Kind nicht. Schlaflos wälze ich mich hin und her und überlege. Zwei Kinder. In dieser Situation. Das ist für niemanden gut. Im dritten Monat der Schwangerschaft nahm ich meinen Stolz und meinen Mut zusammen und zog in ein Frauenhaus. Das Kind passte nicht in meinen Plan. Ich freute mich trotzdem. Der Tag der Geburt war ergreifend. Wunderschön. Der Körper bebte, ja die ganze Welt. Dann hielt ich es im Arm. Erst einmal war es unfassbar und ich hatte keine Sprache mehr. Nur ein Wort: wow! Das Jugendamt wollte mir das Kind wegnehmen. Das war ein Wink mit dem Zaunpfahl: Ich war dabei, zu versagen. Ich weiß nicht, wo er heute ist. Von ihm sind mir nur die Schulden geblieben. Die werden noch eine ganze Weile halten. Man will die Vergangenheit hinter sich lassen und wird doch mit jedem Schuldenbrief daran gemahnt. Euro für Euro. Jede Mahnung im Briefkasten ist eine Erinnerung an falsches Glück mit dem falschen Mann und eine Erinnerung an den falschen Umgang mit den falschen Leuten. Alles falsch. Lange ließ ich mich von anderen in die Irre führen. Viel zu lange. Ich wurde schwanger – und für meine Eltern ging eine Welt unter. „Wir haben Dir doch alles gegeben. Und jetzt das!“ Alleine mit dem Kind, das war hart. Ein Jahr, und meine Ressourcen waren erschöpft. Ich wollte alles richtig machen – und machte scheinbar alles verkehrt. Der Vater meines Kindes war ein Dealer. Von ihm bekam ich nicht nur das Kind, sondern auch die Drogen. Er wollte das Kind haben und ich dachte: ‚Bloß nicht diesen Mann als Vater‘. Ich behauptete, nicht zu wissen, wer der Vater ist. Er glaubte es nicht. Dann gab ich vor, abgetrieben zu haben. Ich zog weit weg, nur so konnte ich mich und das Kind schützen. Flucht nach vorne. Das hatte natürlich seinen Preis: den Job verloren und alle meine Beziehungen. Ich konnte ja nichts, nicht einmal kochen. All das musste mir jemand beibringen, zu Hause habe ich das nicht gelernt. Ich fasste einen Entschluss: Mein Kind, das sollte bei mir bleiben und es gut haben. Dafür bin ich zu allem bereit. Ich dachte: ‚Nun kommt etwas Gutes‘ – es kam das Schlimmste. Mein Kind wurde sehr krank. Der Vater soll’s gewesen sein. Beweise fehlen. Die Schäden, die werden bleiben. Ich muss mit dieser Schuld leben, ihn zwei Stunden alleine gelassen zu haben. Ich war durcheinander. Ich war mal verliebt, hatte mir ein Kind gewünscht. Statt der erhofften Freude kamen Trauer, Verwirrung, Schulden. Kaufen, kaufen, ich musste alles kaufen, was ich sah. Ich war süchtig nach Besitz, vielleicht weil ich im Innersten spürte, dass mir allmählich mein ganzes Leben verloren ging. Hört Gott alle Gebete? Schwanger mit 18. Das ist früh, ich war ja eigentlich noch gar nicht soweit. Ich wusste aus eigener Erfahrung: bloß nicht ins Kinderheim! Ein Kind braucht ein Zuhause. Dann war das Kind da. Mein Leben war plötzlich anders, wie ein Schalter, der umgelegt wurde: „Jetzt bist Du erwachsen.“ Das war schwer, und ist es immer noch. Die Heirat war ein Fehler. Eines Tages dann die Nachricht: Ein Kind! Oh Gott, was mach ich bloß? Überall nur Ungewissheit.

Soll ich es wirklich bekommen? Unter diesen Umständen? Dann der Ultraschall. Ich sah die Arme, die Beine, das Herz – vor allem das Herz. Da war es für mich klar. Ich brauche Hilfe, psychologische Betreuung und so, Führerschein und anderes Versäumtes nachholen, vor allem eines muss ich nachholen: Ich muss lernen, dass ich ein Mensch bin, der es wert ist, geachtet zu werden. Eine Erfahrung, die mir bisher fehlt. Glück bedeutet für mich, immer jemanden sagen zu können, dass ich Angst habe – das wäre mein Traum vom Leben! Man lenkt sich ab und verdrängt, sonst wird man verrückt. Mein Ziel: genießen lernen. Stattdessen: Gedanken, Gedanken – zu viel im Kopf – zu viel auf dem Herzen. Wer weiß schon, was ich erlebt habe? Andere glauben machen – das kann er gut. Ich wollte ihm immer glauben. Er schlug, ich fiel und weinte. So ging das immer weiter. Dann ins Frauenhaus. Später bin ich ständig umgezogen, wollte alles zurücklassen – auch die Telefonnummer. Neue Telefonnummer, neues Glück – so war der Plan. Ich war völlig verwirrt. Bei jedem versuchten Neubeginn dachte ich: ‚Jetzt steht Dir wieder die Welt offen! – Na toll!‘ Dann kam ich in dieses Haus voller Probleme. Er sagte bei der Aufnahme: ‚Ich soll zeigen, dass ich es will. Dabei weiß ich gar nicht mehr, wie es weitergehen kann.‘ Die Leiterin hat mich trotzdem aufgenommen, weil sie mir vertraute. Jetzt gibt es schon ein bisschen Vertrauen in mich selbst, mal mehr, mal weniger. An manchen Tagen vertraue ich sogar in die Zukunft. Ich und mein Sohn – wir sind auf dem Weg. Glück finde ich in kleinen Dingen. Ein Bilderbuch für mein Kind, das ist schon was. Für das Glück im Großen ist noch nicht die Zeit. Vielleicht lag es auch an mir. Ganz sicher sogar. Ich kann ja nicht ihn für alles verantwortlich machen. Obwohl das vermutlich das Einfachste wäre – ehrlich wäre es nicht. Unfassbar: Lauras Vater interessiert sich nicht. Ihm ist alles egal. Dieser Drecksker! Für einen neuen Flachbildschirm hat er Geld. Er streicht dafür den Unterhalt ein. Ich kann nicht schlafen, Sorgen halten mich wach. Ich bin spießig und hing sehr am Vater-Mutter-Kind-Modell. Aber soll man daran mit aller Gewalt festhalten? Mein Mann hat das im wahrsten Sinne des Wortes getan, bis ich am ganzen Körper grün und blau war. Um meinem Kind Schlimmeres zu ersparen, musste ich gehen. Jetzt strebe ich ein ‚Mutter-Kind-Job-Aber-Glücklich-Modell‘ an. In einigen Wochen starte ich in den neuen Job. Mal schauen, wie es weitergeht. Ich tue, was ich kann. Ich habe davon geträumt, eine Familie zu haben. Es gab so viele verzweifelte Momente und als meine Kraft am Ende war, kam zur Angst vor ihm auch noch die Angst vor mir selbst. Man darf ja blauäugig durch die Welt gehen, aber er sorgte für faustgroße Hämatome. Es war mir so peinlich, wenn die Leute mich anstarrten. ‚Nein, nein, mir geht es gut. Ich bin bloß gestolpert – geht schon wieder.‘ Für ihn war das die normalste Sache dieser Welt, er stand dann da und glotzte. Ein exzessiver Säufers und brutaler Schläger – sonst war er nichts. Ihn werde ich nie verstehen. Manchmal frage ich mich, wie mir das passieren konnte. Ich wünsche mir mehr Gelassenheit. Und sorgenfrei zu sein – so mehr oder weniger. Ein gesundes Kind, ein guter Mittelweg in allen Dingen. Über das Negative lachen zu lernen, anstatt zu verzweifeln. Erstmal allein stabil sein. Frei sein von Drogen und schlechten Einflüssen. Aufstehen nach dem Fall. Das wäre mein Wunsch für das Leben. Meine Hoffnung für mein Kind: akzeptiert werden, ohne sich für die Herkunft schämen zu müssen, ohne Nachteile zu erleiden, weil das Geld knapp ist. Meine drei Wünsche für das Leben? Ein guter Mann, mit dem ich nicht auf die Nase fliege. Wenn es so etwas überhaupt gibt. Ein guter Job, damit ich ein paar Wünsche meiner Kinder erfüllen kann. Und glückliche Kinder. Als Kind habe ich zu Gott gebetet, dass meine Eltern sich nicht trennen. Das hat nicht geklappt. Wozu also beten? Leben ohne Tragödie gibt es nicht. Wie sollte man sonst das Glück erkennen? Alleinerziehende müssen ständig beweisen, dass sie zurechtkommen und leistungsbereit sind. ‚Vertraut mir doch!‘, will ich jedem zurufen. Hartz IV legt sich wie ein Makel auf die Seele. Hartz IV bedeutet in der öffentlichen Wahrnehmung, dass sich dahinter faule, nichtsnutzige Menschen verbergen. Sie können vielleicht sagen: ‚Ich bin Arzt‘, oder: ‚Ich bin Krankenschwester‘, vielleicht auch: ‚Ich bin Geschäftsmann.‘ Ich aber sage: ‚Ich bin Hartz-IV.‘ ‚Ja, ich bin Hartz-IV‘, das muss ich sagen, wenn ich gefragt werde, wovon ich lebe. Hartz-IV ist ein Seinszustand, Teil und Ausdruck meiner

Persönlichkeit geworden. Ist das nicht schlimm? Ich stelle mir Liebe so vor: Man sieht sie nicht, sie ist eine herzliche Umarmung ohne Arme, ein warmer Kuss ohne Mund, ein freundliches Flüstern ohne Stimme. Verstehen Sie? Was ich mir wünsche: bunte Farben. In mir und außen. Und ein bisschen Sicherheit. Mein Kind sagt Mama. Das ist wie vertraute Musik. Das klingt für andere vielleicht kitschig, aber für mich ist es wahr. Männer machen die Dinge mitunter so schrecklich kompliziert. Mein Sohn war mir lange Zeit fremd. Er ist es heute manchmal noch; vielleicht, weil er seinem Vater so ähnlich sieht. Dafür kann niemand etwas. Mein Traum von einem perfekten Tag sieht so aus: Ich wache auf, vor meinem Fenster liegen ein türkisfarbener Ozean und ein weißer Strand. Ich tauche mit meinem Sohn nach bunten Fischen. Wir sind allein, niemand kann uns etwas anhaben. Ich muss mich nicht schämen! Oder ist es eine Schande, wenn man mal nicht mehr weiter weiß? Selbsthilfeleratur bringt gar nichts. Manchmal fehlt es an der Schulter, an der man sich ausweinen kann – und am Fuß, der einem den nötigen Tritt versetzt. Was ich mir für mein Leben wünsche? Vor allem wünsche ich mir viele Sachen nicht. Glück bedeutet die Abwesenheit von Unglück – das wäre schon genug .Ich war ein stilles Kind. Und mit der Zeit wurde ich noch ruhiger, ja regelrecht stumm. Das war wie eine Ohnmacht. Mein Vater glaubte bis zu seinem Tod, alles richtig gemacht zu haben. Er war ein guter Mensch und wusste es nicht besser. Hätte er es gewusst, er wäre durchgedreht. Mein Onkel, mein Bruder, mein Cousin – alle waren an mir dran. Der Nachbar – ein Freund der Familie – er reichte mich gegen Geld an den Eismann weiter, wenn der im Sommer durch die Straßen fuhr. Ich habe geschwiegen, war wie tot. Eine lebende Leiche. Mit neun hörte ich davon, dass man sich mit Tabletten das Leben nehmen könne. Man müsse nur genug davon einnehmen. Ich suchte nach Tabletten, fand eine Packung und schluckte den gesamten Inhalt auf einmal. Dann wurde mir komisch. ‚Ist das der Tod?‘ Es waren Abführtabletten. Fast zum Lachen ist das: Ich wollte raus aus diesem Leben und schaffte es nur bis zum Klo. Es war alles schwer. Sehr schwer. Aber von diesem Gefühl stirbt man ebenso wenig, wie von einer Schachtel Abführmittel. Ich starb auch dann nicht, als mich Jahre später der Vater meiner Kinder schlug und vergewaltigte. Erst war er ganz lieb. Dann spergte er mich ein, vergewaltigte mich immer wieder. Er traktierte mich, zwang mich, alles für ihn zu tun. Einmal setzte er ein Messer an meinen Hals: „Wehe, wenn du mich verlässt!“ Meine Kinder waren damals zwei und drei Jahre alt. Ab und zu fand er Arbeit. So wie an diesem Tag, an dem ich heimlich die Sachen packte und mit den Kindern zu einem Bekannten in den Schwarzwald floh. Dort lebten wir zunächst bei der Familie des Bekannten. Eine Atempause. Acht Wochen konnten wir bleiben, dann zogen wir in eine Wohnung. Mit diesem Bekannten. Er hatte keine Geduld, würgte mich. Die Kinder schrien. Dann ließ er los. Er entschuldigte sich und ich wusste: Ich muss hier weg. Der Vater meiner Kinder drohte: „Ich finde dich. Dann bringe ich dich um.“ Ein Leben in ständiger Furcht. Ob er mich wirklich gesucht hat? Ich weiß es nicht. Vielleicht machte es ihn zufrieden, mir Angst einzujagen. Meine Brüder boten mir an, zu ihnen zu ziehen. Naiv wie ich war, sagte ich zu. Außer einer Wohnung, versprachen sie mir eine Arbeit. ‚Besser kann es nicht sein‘, dachte ich. Ich hätte mich eigentlich von dieser Familie fernhalten sollen. Mit einem kleinen LKW holten sie mich ab. Nicht nur die Familie war eine Belastung, auch meine Chefin war eine Despotin. Wir wohnten in ihrem Haus. Die Wohnung war nur ein kleiner Kellerraum mit einer Abtrennung für die Kinderbetten. Meine Familie mischte sich in die Erziehung der Kinder ein. Nichts war recht. Ich redete mit niemandem über meine Gefühle. Die Kinder wurden geschlagen. Auch von mir. Sie weigerten sich zu essen, erbrachen permanent und kamen schließlich in eine neurologische Klinik zur Beobachtung. Auch ich sollte dort eine Woche verbringen. In dieser Zeit wurden wir mit Kameras gefilmt, um zu sehen und zu zeigen, wie ich mit meinen Kindern umgehe. Dann brach alles aus mir heraus. Der ganze Schmerz. Ich begann darüber zu sprechen, was mir passiert ist. Langsam öffnete ich mich. Wieder aus der Klinik suchte ich heimlich Hilfe. Die Kinder blieben monatelang im Krankenhaus. Ich telefonierte nicht von zuhause aus, das war zu gefährlich. Also stand ich in einer öffentlichen Telefonzelle. Ich bat

das Jugendamt um Rat. Schließlich konnte ich mit meinen Kindern in die Mutter-Kind-Einrichtung ziehen. Dort waren die Fenster vergittert. „Bin ich jetzt im Knast?“, fragte ich mich. Ich blieb meist alleine und schwieg. Wöchentlich gab es Gespräche. Ein Jahr lang sagte ich nichts und hörte, wie man auf mich einredete. So sehr mich dieses Bemühen anrührte, ich blieb stumm. Mir fehlte das Vertrauen. Das wuchs erst mit der Zeit. Ich schloss Freundschaften. Das erste Mal in meinem Leben. Dann kam endlich auch die Wut über den Missbrauch. Ich begreife nicht, wie man Kinder missbrauchen kann. So lange habe ich geschwiegen. Ich bin so wütend. Glückliche bin ich, wenn ich mein Enkelkind bei mir habe. Seit 14 Jahren lebe ich ohne Mann. Händchen halten, das Glückliche-sein der anderen – das sehe ich und frage mich, warum ich das nie hatte – und es wahrscheinlich nie haben werde. Männern gegenüber bin ich immer noch misstrauisch. Ich hätte gerne einen Mann, der lieb ist. Er würde aber sicher weglaufen, wenn er meine Geschichte hört. Und er müsste sie hören, denn eines habe ich gelernt: Reden, reden, reden ist so wichtig. Wer behauptet, dass Schweigen Gold ist, der tut das aus Eigennutz, der will den anderen Menschen kontrollieren. Mit meinem Schweigen habe ich die Verbrechen der anderen gedeckt. Ich war ein stilles Kind. Viel zu lange. Es gab eine Zeit, da konnte ich Stille nicht ertragen. „Gibt es hier einen Fernseher?“, fragte ich bei der Aufnahme in die Wohngemeinschaft für Mutter und Kind. Es gab einen und ich zog ein. Sobald es still wurde, tobten die Gedanken in meinem Kopf – Gedanken an Dinge, die ich doch so gern vergessen wollte. Der Fernseher konfrontierte mich mit fremden Geschichten und verschonte mich vor meiner eigenen. Mit elf Jahren kam ich nach Deutschland. Nur die Urlaube verbrachten wir in der Türkei. Als Kind war es wunderschön. Das Land, die Verwandten. Ich war schon früh einem Mann versprochen. Meinen Cousin sollte ich heiraten, der für mich wie ein Bruder war. Ich wollte ihn aber nicht heiraten, das wusste ich – und dachte nicht weiter darüber nach. Wahrscheinlich verstand ich damals noch gar nicht, was es bedeutet. Wie sehr mich dieses Ehe-Arrangement belastete, merkte ich, als es ernst wurde. Vielleicht war ich mittlerweile zu deutsch geworden. Ich sprach deutsch, ich kleidete mich deutsch, ich dachte deutsch und ich fühlte nicht mehr türkisch. Für meine Familie war alles, was ich tat, verkehrt. Als ich 16 wurde, suchte ich Schutz in einer Mädchenzuflucht. Gerade noch rechtzeitig. Bloß weg! – dachte ich. „Es ist aus“, bestimmte mein Vater und er sollte für lange Zeit Recht behalten. Heimlich telefonierte ich mit meiner Mutter und meiner Schwester. Ich lernte mit der Zeit viele Einrichtungen kennen. Unruhig war alles geworden. Dann wollte ich nicht mehr leben. Trotz mehrerer Selbstmordversuche: Sterben wollte ich auch nicht; ich wollte Hilfe, auf die ich aber nicht mehr zu hoffen wagte. Ich brauchte eine Hand: vom Tod, oder vom Leben. Ein Jahr verbrachte ich in einer Psychiatrie. Eingesperrt in einen fremden Raum und in meine entsetzliche Angst. Anfangs wollte ich nur weg. Dann ging es besser. Die Gespräche taten mir gut. In der Psychiatrie lernte ich einen Mann kennen. Er war nicht der Richtige für mich. Er wurde der Vater meines Kindes. Wir zogen zusammen. Dass ich mich auf ihn einließ, lag daran, dass ich sonst niemanden hatte. Die Sehnsucht nach Nähe war größer als mein Urteilsvermögen. Alles wurde schlimmer. Das Kind kam. Schon bald darauf kamen auch die Probleme mit dem Jugendamt. Der Vater meines Sohnes war eine Gefahr. Aber er verstand es, dem Jugendamt etwas vorzumachen und er erhielt das Aufenthaltsbestimmungsrecht. In dieser Zeit verletzte ich mich selbst. Ich schlug mich. Ich riss mir die Haare büschelweise aus und suchte noch mehr, noch intensivere Schmerzen. Immer wenn es mir besonders schlecht ging, rief mein Mann die Polizei. Er wollte mich als Mutter diskreditieren. Ich war allein und hilflos. Eine Gutachterin sah genauer hin und erkannte die wahre Situation. Mit der Auflage, in eine Mutter-Kind-Einrichtung zu gehen, durfte ich meinen Sohn behalten – das wollte ich so sehr. Ich zog ein. Zum Glück in eine Wohnung mit Fernseher, der lief, sobald mein Kind still und eingeschlafen war. Sechs Jahre blieb ich dort. Ich kam von meiner Medikamentenabhängigkeit los. Es ging bergauf. Ich lernte meinen Mann kennen, er ist Deutscher. Mit 24 begann ich eine Ausbildung. Ich hatte gute Noten und schließlich einen guten Abschluss. Auch mit meinem Kind kam ich immer

besser zurecht und ich merkte: „Ich packe es!“, diese Gewissheit stellte sich zunehmend gegen die Angst. Die Mutter-Kind-Einrichtung war wie ein warmes Nest. Dann sagte man mir: „Jetzt musst Du raus.“ Ich war geschockt. „Bin ich soweit?“ Mit meinem Mann bezog ich eine neue Wohnung und fühlte am ersten Tag: „Ich bin zuhause.“ 34 Jahre bin ich jetzt alt. Seit vier Jahren verheiratet, Mutter eines Sohnes und berufstätig. Zu meinen Eltern habe ich wieder Kontakt – und zu den Großeltern meines Sohnes. Ich und meine Eltern reden nicht über die schlimmen Jahre. Aber mein Vater sagte kürzlich, dass er heute manches anders sieht. 17 Jahre war ich nicht mehr bei meiner Verwandtschaft in der Türkei. Bald reisen wir gemeinsam dorthin. Ich fürchte mich und freue mich zugleich. Mein Leben steckt jetzt voller Alltagsprobleme – und das ist gut. Es sind nur Alltagsprobleme und nicht mehr die großen existenziellen Krisen. Und auch der Fernseher bleibt immer öfter aus. Weil Stille etwas Wunderbares sein kann und meine Gedanken jetzt so befreit wie mein Leben sind. Ich erzähle durcheinander, so wie mein Leben ist. Mit 16 bekam ich einen Sohn. Gelebt haben wir bei meiner Mutter. Später dann in einem Hotel, wie gesagt: ich erzähle durcheinander. Ich hatte alles und nichts. Mit meinem Geld habe ich Männern große Geschenke gemacht. Das heißt: eigentlich war es nicht mein Geld, es war das Geld für die Miete. Ich wollte mir Freunde schaffen. Ich hatte kein Selbstbewusstsein. Also bin ich in den Laden und wollte kaufen. Nein: Ich musste. Klamotten, Schmuck, Douglas – lauter Blödsinn. Nur damit war ich etwas wert. Dann kam der totale Absturz, die totale Überschuldung. Ich kaufte weiter – ein tolles Gefühl, bis ich zuhause war. Mutter machte mir Vorwürfe. Zu meinem Kind hatte ich kein Mutter-Sohn-Verhältnis. Eher ein Schwester-Bruder-Verhältnis. Es ging alles so schnell. Vielleicht die Hormone. Ich weiß nicht, wie es zur Schwangerschaft kommen konnte. Er hasst mich, zahlt nicht. Mein Sohn hat seinen Vater nie kennen gelernt. Dann kam der Ärger mit dem Jugendamt. Man musste alles offenlegen. „Alle wollen mir böse“, dachte ich. Ich bekam einfach keine Verbindung zum Sohn. Herzlichkeit, das Gefühl fehlte. Es war anders. Ich war ein naives Kind mit Kind. Ich wusste nicht, wer ich bin, und ich wusste nicht, wer mein Sohn war. Erst mit 26 habe ich eine Ausbildung begonnen. Mein Ideal wäre: Mit 16 Schulabschluss, dann Ausbildung, einige Jahre arbeiten, dann Familie, weiterarbeiten. Ich habe wenig Verständnis für junge Mütter. Ein Kind muss man nicht einfach nur hübsch anziehen. Man hat doch Verantwortung. Dafür fehlt bei jungen Müttern oftmals das Einsehen. Mutter sagte damals: „Ich stehe zu dir, was immer du tust.“ Das war nicht gut. Ich würde meiner Tochter ins Gewissen reden. Damals beim Frauenarzt, da war so eine komische Freude. Ich brach sofort die Schule ab. „Dann krieg ich eben ein Kind. Was soll's“, so leichtsinnig dachte ich damals. Später ging ich – nur mit Tüten – in eine Mutter-Kind-Einrichtung. Aldi-Tüten mit Kleidern und Kosmetik. Dort redete jeder auf mich ein. Jeder hatte Konzepte für mein Leben – nur ich nicht. Fünf Jahre blieb ich dort. Ich habe den Umgang mit Geld gelernt, in meinem Fall hieß das: Schulden abtragen. Ich spielte mit dem Kind, probte den Alltag. Lebte ihn. Heftige Gespräche musste ich führen. Immer und immer wieder. Zwei Jahre brauchte ich, um mich an die Wohnung und überhaupt an alles zu gewöhnen. Erst fehlte alles. Dann machte ich eine Ausbildung zur Arzthelferin. Jetzt habe ich zwei Kinder und bin alleinerziehend. Mein Leben ist eine Mixtur, eine mit 42-Stundenwoche. Alles ist ganz anders, alles ist besser. Ich mache keine Geschenke mehr. So wie mein Leben jetzt ist: wunderbar! Meinen Kindern wünsche ich einen anderen Weg. Sie sollen sich nicht so früh festlegen. Heute bin ich streng mit mir. Ich will ein besserer Mensch sein. Es ist so schlimm: Ich habe meinen Sohn ignoriert, ihn liegen lassen. Ich hatte Ausschlag. Überall übersät mit Pickeln. Sie hätten mich sehen müssen. Geschlagen habe ich ihn nie. Ich habe ihn ignoriert. Toll ist es, mein Schicksal gestalten zu können. Wenn ich das erkenne, bin ich glücklich. Ich hab's in der Hand. Alleinerziehend zu sein, ist nicht schwer. Ich mache es einfach! Alleine, das ist gut so. Glücklich bin ich, wenn ich und meine Kinder gesund sind, wenn der Alltag funktioniert, wenn es draußen grün wird. Wenn ich darüber nachdenke, dann hat sich das Durcheinander meines Lebens schon ziemlich geordnet. Wie gut etwas ist, das merkt man sowieso immer erst am Ende.

Die Liedauswahl

La Vie en Rose Edith Piaf (T), Louiguy (M)

Textauszüge

„Wenn er mich in seine Arme nimmt und ganz leise zu mir spricht, dann sehe ich das Leben in den schönsten (rosa) Farben. Er durch mich, ich durch ihn, er hat es mir gesagt, geschworen. Die Nächte mit ihm... ein großes Glück... aller Ärger und Kummer verblasst... so glücklich!“

Zusammenfassung

Edith Piaf besingt ihre Liebe zu dem Mann, an den sie ihr Herz verloren hat und der sie glücklich macht.

Les Amants de Paris Leo Ferre et Eddy Marnay (T + M)

Textauszüge

„Die Liebenden von Paris ruhen auf meinen Liedern. In Paris, da haben die Verliebten wirklich keine Art. Ich gebe Ihnen meine Verse, sie sind schöner als die schönsten Tage. Das bringt eine Menge Frühling und der Frühling bringt die Liebe. Mein Reim hat sich auf einer Parkbank verloren. Man hat ihn mir nicht zurück gegeben, und doch ich weiß: die Liebenden von Paris haben mein Lied genommen. In Paris, da haben die Verliebten wirklich keine Art...“

Zusammenfassung

Ein poetisches Bild über die Liebe in Paris. Die Liebenden speisen sich aus den Liedern und Versen, die die schönsten Tage, den Frühling und Liebesgefühle im Überfluss bringen.

Hymne à l'Amour Edith Piaf (T), Marguerite Monnot (M)

Textauszüge

„Der Himmel kann einstürzen, die Erde zerfallen, es bedeutet mir nichts! Wenn du mich liebst, pfeif ich auf den Rest der Welt! Was gehen mich die großen Probleme an, solange deine Liebe meine Morgen erfüllt. Bis zum Ende der Welt ginge ich. Alles würde ich für dich tun, wenn du es von mir verlangst. Die Ewigkeit haben wir für uns, im weiten Blau des Himmels keine Sorgen mehr. Gott vereint die, die sich lieben.“

La Goualante du pauvre Jean Marguerite Monnot & R. Rouzaud (T + M)

Textauszüge

Die Ballade vom armen Jean und davon, dass man im Leben ohne die Liebe so gar nichts ist: Jean lebt auf großem Fuß, hängt in den Salons herum, bei den richtig Reichen. Aber die Frauen lieben ihn nicht. Sein Geld verdient er mit krummen Geschäften, man grüßt in unterwürfig, doch eines Tages da wird er vielleicht gefasst und landet hinter Gittern – und da ist man gar nichts.

Zusammenfassung

Die Ballade vom armen Jean, einem Angeber und Gauner. Aber die Frauen, sie lieben ihn nicht! Und ohne die Liebe, da ist man gar nichts.

L'Accordéoniste Michel Emer (T + M)

Textauszüge

Ein „Freudenmädchen“ hat eine Leidenschaft, nach ihrer Arbeit geht sie in die Tanzsäle der Vororte, dort spielt „ihr“ Mann Akkordeon. Die Musik geht ihr unter die Haut, sie ist völlig gebannt. Sie träumt von einem gemeinsamen Leben mit ihm. Doch er wird Soldat und kehrt vom Krieg nicht zurück. Traurigen Herzens zieht es sie wieder in die Tanzsäle. Ein anderer spielt die jetzt Musik.

La Mer Charles Trenet

Sous le ciel de Paris Jean Derjac (T), Hubert Giraud (M)

Textauszüge

„Unter dem Himmel von Paris: ein Lied fliegt davon, die Verliebten spazieren, unter den Brücken ein Philosoph, zwei Musiker, Schaulustige und Menschen zu Tausenden. Sie singen den Lobgesang eines Volks, das entflammt ist für seine altehrwürdige Stadt...“

Zusammenfassung

Ein feierlich ergriffenes Stimmungsbild von Paris, unter dessen Himmel vieles geschehen kann.

Au Revoir (J'attendrai) Louis Poterat (T), Dino Olivieri (M)

Textauszüge

„Ich werde auf deine Rückkehr warten – Tag und Nacht. Der Vogel, der davon fliegt, sucht wieder sein Nest. Die Zeit vergeht, tickt traurig in meinem schweren Herzen, und doch, ich erwarte deine Wiederkehr. Die Blumen verblühen, das Feuer geht aus, der Schatten schleicht in den Garten, die Uhr schlägt matt, ich glaube deinen Schritt zu hören, der Wind bringt Geräusche von weit her; ich schaue nach der Tür, lausche vergeblich, oh... nichts... nichts kommt.“

Zusammenfassung

Ein Lied über das zärtliche, sehnsuchtsvolle und wohl vergebliche Warten auf die Wiederkehr des Geliebten.

Mon Manège à Moi Jean Constantin (T), Norbert Glanzberg (M)

Textauszüge

„Du verdrehst mir den Kopf, mein Zirkus, das bist du! Es ist immer ein Fest, wenn du mich in die Arme nimmst. Würde ich die Erde umkreisen, es wäre nicht so aufregend. Wie geht es uns gut, wenn wir zusammen sind! Was für ein Leben zu zweit; wenn man sich so liebt wie wir!“

Zusammenfassung

Ein Mann dreht ihr den Kopf. Er ist ihr Zirkus, ihr Fest. Und wenn sie um die Erde umkreisen würde, es wäre nicht so aufregend wie in seinen Armen. Was für ein Leben doch zu zweit

oder

Edith Piaf besingt ihre beschwingte Liebe, die ihr ein Zirkus, ein Fest ist; ein Mann, der ihr völlig den Kopf drehtet.

La Chanson d'Orphée Luiz Bonfá (M - aus dem Film »Orfeu Negro«)

Les Amants d'un Jour Claude Delecluse & Michelle Senlis (T), Marguerite Monnot (M)

Textauszüge

Ich putze die Gläser im Café, es ist viel zu tun und keine Zeit zum Träumen. Die Einrichtung – alles furchtbar banal! Ich meine noch, sie kommen zu sehen... Sie hielten sich bei der Hand, strahlend, wie zwei Kinder. Sie fragten mit ruhiger Stimme nach einer Plätzchen, an dem sie sich lieben könnten. Ich erinnere mich, wie sie gerührt das Zimmer ansahen mit der vergilbten Tapete. So viel Sonne war in ihren Augen, dass es mir weh tat ...Ich putze die Gläser... Am nächsten Tag hat man sie gefunden, sie hielten sich bei der Hand, die Augen geschlossen. Zusammen hat man sie begraben – im Herzen der Stadt. Ich erinnere mich. Bei Ihnen habe ich das Glück gesehen – diese Liebenden für einen Tag. Ihre Sonne trage ich im Herzen. Es tut so weh, es tut so weh ...Ich putze die Gläser... Draußen hängt immer noch das Schild: Zimmer zu vermieten"

Zusammenfassung

Ein Café, ein Hotel, eine Frau mit viel Arbeit, immer spült sie die Gläser, alles ist furchtbar banal: da kommen zwei Liebende über Nacht, sie strahlen vor Glück, doch am nächsten Morgen sind sie tot. Man begräbt sie im Herzen der Stadt. Mit ihrer Liebe einer Nacht bleiben sie in der Erinnerung der Frau – es tut ihr weh.

De l'Autre Côte de la Rue Michel Emer (T + M)

Textauszüge

„Blättriger Putz, ein enge Treppe, eine alte Mansarde, ein schiefes Bett, ein Tisch, eine Lampe, hier bin ich zu Hause. Abends wenn ich „down“ bin und so unglücklich, ziehe ich die Vorhänge zur Seite und schaue auf die andere Straßenseite. Da wohnt eine schöne junge Frau, die alles hat was man braucht und was man nicht braucht. Sie hat Geld, ein Haus, Autos, Wäsche aus Seide, Pelze und Schmuck. Wenn ich nur ein Viertel davon hätte, ich wäre zufrieden. Wenn ich aus der Fabrik komme, es regnet und kalt ist, dann laufe ich gebückt nach Hause, steige die sieben Etagen nach oben, einen langen Flur entlang, ich kann nicht mehr, lege mich ins Bett und schlafe. Am nächsten Morgen fängt alles von vorne an. In der Kälte gehe ich zur Arbeit. Wirklich: manche haben vom Glück zu viel und die anderen zu wenig. ...Auf den anderen Straßenseite, da wohnt eine schöne junge Frau... Ich kannte ihn kaum, wir hatten uns nur dreimal gesehen. Aber am Ende der Woche ist er zu mir gekommen, in die siebte Etage, am Ende des Flurs hat er geflüstert, „ich liebe dich“, hat mich mit Küssen und Zärtlichkeiten überschüttet, nichts wünsche ich mehr in seinen Armen. Und ich sage mir ganz leise: ...Auf den anderen Straßenseite, da wohnt eine arme Frau, sie kennt die Liebe nicht, nicht diese heftigen Freuden. Ihren Mann, den sie hasst, kann sie behalten, ihren schönen Schmuck, ihren Luxus! Oft schaut sie traurig und verloren aus.“

Zusammenfassung

Sie führt ein trauriges, armes Leben, Arbeit in der Fabrik, ihre Wohnung eine alte Mansarde im siebten Stock. Von dort sieht sie - auf der anderen Straßenseite - eine schöne junge Frau, die „alles“ hat: Geld, ein Haus, Autos, Wäsche aus Seide, Pelz und Schmuck. Doch eines Tages lernt sie einen Mann kennen. Er kommt zu ihr, in ihre Mansarde, und sie erlebt seine Zärtlichkeit, nichts wünscht sie sich mehr in seinen Armen. Und die junge Frau auf der anderen Straßenseite? Jetzt erscheint sie ihr arm, traurig und verloren, in diesem Leben mit einem Mann, den sie verabscheut.

Mon Dieu Michel Vaucaire (T), Charles Dumont (M)

Textauszüge

„Mein Gott – Mein Gott – Lasst mir noch ein wenig meinen Geliebten! Einen Tag, zwei Tage, acht Tage. Dass wir Zeit haben uns zu umschwärmen, Zeit uns Erinnerungen zu stricken. Lasst in mir noch ein wenig mein Leben füllen. Sechs Monate, drei Monate, zwei Monate. Oh! Nur ein Monat! Die Zeit anzufangen und zu beenden. Die Zeit uns zu erleuchten und zu leiden. Mein Gott – Mein Gott - Selbst wenn ich Unrecht habe! Lasst ihn mir noch!“

Zusammenfassung

Die Bitte, den Geliebten noch ein wenig für sich haben zu dürfen, einen Tag, einen Monat. Die Zeit sich zu finden und zu verlieren.

Edith Mäde (Gesang)

Klaus Uwe Ludwig (Klavier)

Daniela Fonda, Franziska Kruse, Jette Pook (Rezitation)

Michael von Bennigsen (Regie)

Stefan Weiller (Konzept & Text)

Danke!

Stefan Weiller dankt den beteiligten Künstlerinnen und Künstlern, die das Projekt mit großem persönlichem Einsatz, Ideenreichtum, Kreativität und Leidenschaft begleitet haben. Vielen Dank an Elisabeth Schmitt für die Übersetzung und Inhaltsangabe der Piaf-Lieder. Vielen Dank an Volker Seip, Küster der Bergkirche, für seine Hilfsbereitschaft. Großer Dank gilt auch dem Diakonischen Werk Wiesbaden für die Möglichkeit, dieses Projekt ausführen zu dürfen. Ganz besonderer Dank gilt den 15 Frauen aus der Wohngemeinschaft, die mit Vertrauen und Offenheit das Projekt ermöglichten. Ein herzliches Dankeschön gilt Getrud Burger, die mit Menschlichkeit, Leidenschaft, Energie und Überzeugungskraft die Wohngemeinschaft für Mutter und Kind leitet und dabei immer die Menschen im Blick hat. Ihr Wunsch, ein Piaf-Konzert einzuplanen, gab den Impuls für das vorliegende Projekt. Spezieller Dank immer wieder an Lars Kessner, für seine Begleitung, Geduld, Kritik und vieles mehr. Dank gilt auch der Wiesbadener Schule für Schauspiel für die Unterstützung. Vielen Dank der Bergkirchengemeinde.

30 Jahre Wohngemeinschaft für Mutter und Kind in Wiesbaden

Die Wohngemeinschaft für Mutter und Kind ist eine Einrichtung des Diakonischen Werks Wiesbaden mit einem außergewöhnlichen, modellhaften Charakter. Es können ausschließlich volljährige Frauen mit ihren Kindern aufgenommen werden; entsprechend ist die Wohngemeinschaft nicht mit einer Jugendhilfeeinrichtung vergleichbar. Vielmehr schließt die Wohngemeinschaft eine Lücke im Kinder- und Jugendhilfegesetz, das für ältere Mütter keinen Rechtsanspruch auf ein spezialisiertes stationäres Hilfskonzept vorsieht.

In die Wohngemeinschaft können Mütter ohne Altersbegrenzung nach oben mit Kindern im Vorschulalter aufgenommen werden. Entsprechend wenden sich viele problembeladene Mütter und Schwangere, nachdem sie lange und erfolglos durch das Hilfesystem gegangen sind, an das Haus für Mutter und Kind. Viele haben eine regelrechte Jugendhilfe Karriere hinter sich. Aufnahmevoraussetzung in die Wohngemeinschaft ist, dass die Bewerberinnen zur Veränderung ihrer Lebenssituation ausreichend motiviert sind.

Ziel ist es, den Frauen Alltagskompetenzen zu vermitteln, die es ihnen ermöglichen, gemeinsam mit ihren Kindern ein gelingendes Leben zu führen. In den meisten Fällen gilt es, die Erziehungsfähigkeit der Mütter zu fördern. Mitunter wenden sich Frauen an die Wohngemeinschaft, die schon seit Jahren in einer eigenen Wohnung lebten, dort aber an den Erfordernissen des Alltags zu scheitern drohen. Nicht selten haben diese Frauen bereits auf mehrere ambulante Hilfeangebote zurückgegriffen, die aber nicht die erhoffte Problembewältigung zur Folge hatte. Die Wohngemeinschaft ist eine letzte Anlaufstation für Persönlichkeiten, die durch andere Hilfeangebote nicht angemessen gefördert werden können. Teilweise hat sich im Leben der Frauen eine äußerst kritische Lebenssituation entwickelt, die auch Kindeswohlgefährdende Aspekte beinhaltet.

Um das Kind selbst in eine stabile, gesunde und glückliche Zukunft führen zu können, will die Wohngemeinschaft für Mutter und Kind den belasteten Frauen die nötige Starthilfe und Kompetenz vermitteln. Nach dem Verständnis des Diakonischen Werks Wiesbaden sollte die Trennung von Mutter und Kind die letzte Maßnahme bleiben. Anstatt dieser für Mutter und Kind traumatisierenden Erfahrung vorzuziehen, wird in der Wohngemeinschaft versucht, Frauen stationär und in kontinuierlicher sozialpädagogischer Begleitung längerfristig dabei zu helfen, ein Leben als Mutter, Frau und Bürgerin in der gebotenen Eigenverantwortung zu führen. Diese bedeutsame Aufgabe wird auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes übernommen; zugleich werden Frauen unterschiedlicher Herkunft und Religion in das Haus für Mutter und Kind aufgenommen. Im Gegensatz zu Frauenhäusern wird den Bewohnerinnen der Wohngemeinschaft der Kontakt zu Freunden und Vätern nicht per se untersagt, sofern keine Gefährdung für Frauen und Kinder zu befürchten ist.

Die aktive Einbeziehung der Freunde und Väter, die häufig selbst in einer desolaten Situation leben, ist Normalität in der Wohngemeinschaft. Alltagsnormalität und Alltagskompetenz für Mütter und –leibliche oder soziale – Väter bleiben die Ziele, die im Haus für Mutter und Kind erreicht werden sollen. In vielen Fällen ist die Wohngemeinschaft die letzte Chance – und nach unserer Überzeugung und langjährigen Erfahrung auch die beste. Das bestätigen auch viele Jugendämter, die zwar eine Aufnahme in die Wohngemeinschaft empfehlen und vermitteln, aber nicht in diese Einrichtung einweisen können.

Die Finanzierung

Die Wohngemeinschaft ist eine freiwillige Leistung für erwachsene Menschen, die in der Gesetzessystematik nicht aufgenommen ist. Aus diesem Grund ist die Wohngemeinschaft nicht pflegesatz-, sondern projektfinanziert. Die „Stiftung Für das Leben“ der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau ist der wesentliche Geldgeber. Ein erheblicher Teil der Kosten wird vom Diakonischen Werk Wiesbaden getragen. Zu einem kleineren Teil wird die Wohngemeinschaft vom Hessischen Sozialministerium und der Stadt Wiesbaden gefördert. Viele Angebote können nur über Spenden finanziert werden. Mit den Bewohnerinnen wird ein Mietvertrag mit individuell gestalteter Vertragsdauer abgeschlossen. Die Höhe der Miete orientiert sich an den Richtlinien des sozialen Wohnungsbaus. Die Lebenshaltungskosten einschließlich der Miete werden über eigenes Einkommen gedeckt, das in der Regel aus staatlichen Sozialleistungen (SGB-II-Leistungen, besser bekannt als „Hartz IV“) besteht. Die Frauen müssen mit diesem Haushaltseinkommen wirtschaften lernen. Das stellt sie vor verständliche, existenzielle Probleme. Entsprechend hoch ist die Herausforderung, den Müttern mit Kindern zu helfen, ihr Leben auch mit kleinem Portemonnaie möglichst gut und zufrieden zu führen.

Die Entstehung der Wohngemeinschaft für Mutter und Kind

Als der Paragraph 218 Mitte der 1970er Jahre reformiert wurde und damit die Straffreiheit eines Schwangerschaftsabbruchs unter bestimmten Voraussetzungen gewährleistet wurde, stellten sich besonders für die Kirche neue Fragen und Herausforderungen: Wie kann den Frauen, die einen Schwangerschaftsabbruch erwägen, die Entscheidung für das Leben erleichtert werden? Da auch Schwangerschaftsberatungsstellen in evangelischer Trägerschaft den betroffenen Frauen Beratungsscheine ausstellten, die als Voraussetzung zum legalen Schwangerschaftsabbruch dienen, mussten zugleich die Bedingungen zum Austragen der Schwangerschaft verbessert werden. Hier waren und sind die Geldzuwendungen aus der seit 1984 bestehenden Bundesstiftung für das Leben nur der sprichwörtliche Tropfen auf den heißen Stein. Diakonie und Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) wollten nicht nur Beratung und rein finanzielle Starthilfe bieten, sondern wirksame und nachhaltige Angebote für Rat suchende Frauen installieren. Mit der 1980 eröffneten Wohngemeinschaft für Mutter und Kind in der Kapellenstraße in Wiesbaden entwickelte das Diakonische Werk ein Modellprojekt innerhalb der EKHN. Bis heute stellt das Haus ein erfolgreiches Konzept für Schwangere und auch für Mütter dar, gemeinsam mit ihrem Kind ein Leben in Sicherheit, Zufriedenheit und Beständigkeit führen zu lernen. 1980 wurde die Arbeit offiziell aufgenommen. Seither haben viele Frauen mit Unterstützung der Wohngemeinschaft gelernt, ihr Leben gut zu meistern; zu vielen Frauen und Kindern, die über Jahre im Haus für Mutter und Kind lebten, blieben lebendige Kontakte bestehen.

Unterstützen Sie die Wohngemeinschaft für Mutter und Kind

Spendenkonto:

Nassauische Sparkasse Wiesbaden

Konto: 100 021 676

BLZ: 510 500 15 Verwendungszweck: Wohngemeinschaft für Mutter und Kind

Edith Piaf wurde 1915 in Paris als Edith Gassion geboren. Ihr Vater war Akrobat und zog umher. Von ihrer Mutter, einer Kaffeehaussängerin, wurde Edith einige Wochen nach der Geburt verlassen. Sie wuchs unter schwierigen Bedingungen bei ihren Großmüttern und später bei ihrem Vater auf. Infolge von Vernachlässigungen und Mangelernährung erblindete Edith; die Blindheit konnte nach zwei Jahren geheilt werden. Im Alter von zehn Jahren sang Edith auf der Straße. Ihr Leben war von Armut, dem starken Alkoholkonsum ihres Umfelds und von Gewalt geprägt. Schon mit 15 Jahren, nachdem sie den Vater verlassen hatte, verdiente die einzigartige Künstlerin alleine ihren Unterhalt als Straßensängerin. Sie wurde von einem Kabarettbesitzer entdeckt und erhielt ihren Künstlernamen „La Môme Piaf“ – „kleiner Spatz“. Mit 18 brachte sie eine Tochter zur Welt. Edith war mit der frühen Geburt überfordert; sie überließ das Kind seinem Vater und widmete sich der Musikkarriere. Die Tochter starb mit zwei Jahren. Es sollte ihr einziges Kind bleiben. Mitte der 30er-Jahre nahm Edith Piaf erste Schallplatten auf. Sie wurde zum Weltstar. Zeit lebenslang litt sie unter Selbstzweifeln, Angst, Drogen und extremen Stimmungsschwankungen. In ihren Liedern – die mal himmelhoch jauchzend, mal zu Tode betäubt klingen – kommen ihre Lebenserfahrungen zum Ausdruck. Trotz zahlreicher Affären und einiger Ehen: das große private Glück blieb ihr verwehrt. Edith Piaf starb 1963.

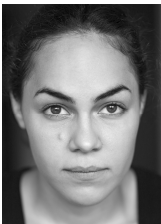
Edith Mädche 1964 in Crailsheim/ Baden Württemberg geboren. Erste Chorerschaft in einer katholischen Mädchenschola, in der sie 10 Jahre sang. Seither ist sie kontinuierlich in Chören und Vokalensembles aktiv, derzeit im Bachchor Wiesbaden. Immer wieder singt Edith Mädche Solopartien in Gottesdiensten und Konzerten. Seit 2002 nimmt Edith Mädche Gesangunterricht bei Rosemarie Stoye. Die Liebe zur Musik fließt auch in Edith Mädches berufliche Tätigkeit ein; Hauptberuflich arbeitet sie mit Menschen mit Demenz, bei denen das Singen oftmals ein wertvoller Zugangsweg ist.



Klaus Uwe Ludwig 1943 in Göttingen geboren, Abitur, zunächst Studium Mathematik und Physik, dann Kirchenmusik, 1966 A-Examen, Solo-Gesang, Kapellmeister, 1967 Konzert-Diplom für Künstlerisches Orgelspiel „mit Auszeichnung“. Tätigkeit in Kitzingen (Main) und Regensburg, ab 1978 an der Lutherkirche Wiesbaden, Gründer und Leiter des Bach-Chors und des Bach-Orchesters Wiesbaden, Aufführungen von großen (auch un-)bekannten Oratorien, Uraufführungen, Bach-Kantaten-Gottesdienste (etwa 125), Motetten, Renaissance-Ensemble für Musik der Lutherzeit (Johann-Walter-Kreis). Als Organist Liebe zu fast allen Epochen und Komponisten, Aufführung des gesamten Orgelwerks J. S. Bachs und Max Regers, als Pianist solistisch, als Liedbegleiter oder kammermusikalisch tätig. *Ehrenurkunde für Kultur und Kunst* des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst, *Kulturpreis der Stadt Wiesbaden*. Konzerttourneen in fast alle Länder Europas, auch nach Afrika und die USA. Komponist zahlreicher Werke in unterschiedlichsten Besetzungen, darunter zehn Kinder-Opern, Komponist und Herausgeber etlicher Choralvorspiel-Sammlungen. Seit November 2008 im Ruhestand.



Daniela Fonda ist in Ludwigshafen am Rhein geboren und hat amerikanische Wurzeln. 2010 beendet sie ihr Schauspielstudium an der Wiesbadener Schule für Schauspiel. Während der Ausbildung hat sie in verschiedenen szenischen Abenden, Theaterprojekten und Kurzfilmen mitgewirkt. Zudem arbeitete sie als Sprecherin im Bereich Rundfunk und Werbung.



Franziska Kruse geboren in Jena, Thüringen.



Sie kam zum Studium ins Rhein Main Gebiet und schloss 2008 ihr Studium (Publizistik, Filmwissenschaft, Psychologie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz) mit Magistra Artium ab.

Seit Februar 2007 besucht Franziska Kruse die Wiesbadener Schule für Schauspiel; die Ausbildung wird sie im Mai 2010 mit den Abschluss (Staatlich anerkannte Bühnenreife) beenden.

Jette Pook 1986 geboren und in Bielefeld aufgewachsen. Seit 2007 besucht sie die Wiesbadener Schule für Schauspiel.



Im Rahmen ihrer Ausbildung wirkte sie bei verschiedenen Produktionen der Schule und anderen Projekten mit.

Michael von Bennigsen geboren 1984 in Würselen, studierte Schauspiel an der Hochschule für Musik



und Theater in Hamburg. Bereits während der Ausbildung gastierte er am Thalia Theater u.a. als Tommi in Anja Hillings Uraufführung Sinn (R: Nina Mattenklotz), als Catercarla in ‚Die Palette‘ nach Hubert Fichte (R: Hartmut Wickert) und als Nico in der Uraufführung von Juliane Kanns ‚Ein Fuchs reißt Kaninchen‘ (R: Frank Abt). Es folgen weitere Gastspiele u.a. im Malersaal des Deutschen Schauspielhauses Hamburg, am Maxim Gorki Theater Berlin, am Theater Heidelberg sowie an der Comédie de Saint-Etienne. Seit der Spielzeit 2009/2010 ist Michael von Bennigsen fest Ensemblemitglied des Staatstheaters Wiesbaden. „La vie en rose“ ist seine erste Regiearbeit.

Stefan Weiller geboren in der Südpfalz. Schreibt als Journalist für Tageszeitungen und Magazine. Für seine



Diplomarbeit erhielt der Sozialpädagoge 2006 den Gertrud-Luckner-Wissenschaftspreis des Deutschen Caritasverbandes. Der ausgebildete PR-Berater arbeitet beim Diakonischen Werk Wiesbaden in der Öffentlichkeitsarbeit. Zusätzlich ist er freiberuflich als Autor tätig und konzipiert im Auftrag verschiedener Institutionen Projekte der Öffentlichkeitsarbeit. Mit großem Erfolg setzte er 2009 das Kunstprojekt „Wiesbadener Winterreise“ um. Unter anderem erarbeitet Weiller das Kunstprojekt der „Deutschen Winterreise“, die den Liederzyklus Winterreise von Franz Schubert mit Geschichten wohnungsloser Menschen aus deutschen Städten verbindet. Ein weiteres Kunstprojekt unter dem Arbeitstitel „Letzte Lieder“ wird voraussichtlich Ende 2010 abgeschlossen. Zusätzlich ist das Musik- und Theater-Projekt „Wiesbaden Blues“ in der Vorbereitung.

Das Diakonische Werk ist eine Einrichtung der Evangelischen Kirche. Diakonie berät, betreut, befähigt Menschen, die in einer schwierigen Lebenssituation Hilfe benötigen. Dafür stehen hauptamtliche Fachkräfte und ehrenamtliche Helferinnen und Helfer zur Verfügung.

Diakonisches Werk Wiesbaden
Rheinstr. 65
65185 Wiesbaden
Telefon: 06 11 - 3 60 91-0, Fax: 06 11 - 3 60 91-20
Email: info@diakonisches-werk-wiesbaden.de
www.diakonisches-werk-wiesbaden.de
Spendenkonto: Nassauische Sparkasse Wiesbaden
Konto: 100 021 676, BLZ: 510 500 15

Diakonie 
Diakonisches Werk
Wiesbaden

Übersicht

Träger der Wohngemeinschaft für Mutter und Kind:

Diakonisches Werk in Hessen und Nassau e. V.
Regionales Diakonisches Werk Wiesbaden
Rheinstraße 65
65185 Wiesbaden

Anschrift:

Wohngemeinschaft für Mutter und Kind
Kapellenstraße 82, 65193 Wiesbaden
Tel.: 0611 / 51886
Fax: 0611 / 4458779
E-Mail: wg.burger@diakonisches-werk-wiesbaden.de

Ansprechpartnerin:

Gertrud Burger

Gesetzliche Grundlagen:

KEINE Maßnahme nach dem KJHG.

Abschluss eines Mietvertrages mit individueller Vertragsdauer. Miete nach den Grundsätzen des Sozialen Wohnungsbaus. Lebenshaltungskosten der Bewohnerinnen über SGB II, bzw. über eigene Einkünfte

Altersstruktur:

ab 18 Jahre

Aufnahmekapazität:

13 Frauen und 20 Kinder im Alter bis zu 6 Jahren

Aufnahmekriterien:

Anerkennung der Hausordnung, Mitarbeit bei Aufgaben innerhalb der Wohngemeinschaft, Bereitschaft zur selbständigen Haushaltsführung u. Kinderbetreuung

Sozialräumliche Einbindung:

Stadt Wiesbaden – Stadtrand – altes Wohngebiet, Stadtbusanbindung, 10 Fußminuten zur Stadtmitte.

Pädagogische Konzeption:

- Beratung und Hilfe bei der hauswirtschaftlichen und finanziellen Haushaltsführung
- Beratung und Hilfe bei der Pflege, Erziehung und Betreuung der Kinder
- Aufarbeitung der eigenen Lebenssituation bezüglich Mutterschaft, Partnerschaft, Elternhaus und Entwicklung von persönlichen und beruflichen Zukunftsperspektiven
- Schuldnerberatung
- Freizeitpädagogische Angebote, Babyschwimmen
- Sozialpädagogische Gruppenarbeit zum Schwerpunkt „Entwicklung von Erziehungsfähigkeit“
- Sozialpädagogische Gruppenarbeit zum Thema „Geschäftsfähigkeit“
- Spielkreisangebot
- Frühkindliche Entwicklungsförderung nach dem Prager Eltern-Kind-Modell
- Elterntraining
- Einzel- und gruppenpädagogische Nachbetreuungsangebote
- Psychotherapie und psychologische Beratung

Betreuungsintensität:

Montag bis Freitag: 8.00 bis 18.00 Uhr
Für die übrigen Zeiten gilt eine Notfallregelung
2,5 Sozialarbeiterinnen
0,5 Erzieherin
1 Hausmeister
Honorarkräfte

Kinderbetreuung:

Kinderbetreuung durch eine Familie im Haus. Regelung nach individuellen Erfordernissen. Bei Ausbildungs- und Arbeitszeiten Inanspruchnahme von Tagespflegemüttern und Plätzen in Kindertageseinrichtungen.

Bildungsangebote:

Inanspruchnahme und Vermittlung von Plätzen außer Haus.

Räumliche Ausstattung:

Die Bewohnerinnen erhalten je eine abgeschlossene 2-Zimmer-Wohnung (Wohn/Schlafrum, Kinderzimmer, Küche, Dusche, Abstellraum). Zum gemeinschaftlichen Gebrauch stehen große Gemeinschaftsräume, Spielzimmer sowie eine große Parkanlage mit Spielplätzen zur Verfügung.



Foto: Gustav Förster

Impressum

Herausgeber:

Diakonisches Werk Wiesbaden, Rheinstraße 65, 65185 Wiesbaden

Konzept / Redaktion:

Diakonisches Werk Wiesbaden, Gustav Förster, Gertrud Burger, Stefan Weiller

Redaktionelle Mitarbeit: Getrud Burger, Gustav Förster, Heinz Merkel, Stefan Weiller

Texte, Lebenserinnerungen aus „Mein Traum vom Leben“: Stefan Weiller auf Grundlage von 15

Interviews mit Frauen aus der Wohngemeinschaft für Mutter und Kind

Gestaltung: Stefan Weiller

Bildnachweis: Diakonisches Werk Wiesbaden, privat

Erscheinungsdatum: April 2010